

Von wem lasse ich mich leiten, wenn ich andere leite? Oder: Treue als Problem des Verhältnisses zwischen Führer und Geführtem

Christian Strnad



Wahlprüf-
che, Schwüre,
Eide oder auch
Leitsätze haben
etwas Einheits-
stiftendes an
sich, das ist
schließlich und
endlich ihr
Zweck. Mit ei-
nem prägnanten
und anschauli-
chen Satz wird
dargelegt: „Das
sind wir, dafür
stehen wir!“.

Ein Werbeslogan will nichts anderes erreichen. Nach innen gilt er als Richtlinie („Wir vom ÖAMTC, wir sind die gelben Engel“), nach außen wird kommuniziert, wie eine Gemeinschaft wahrgenommen werden will („Die Post bringt allen was“). Kurz gesagt: Es geht ums Selbstverständnis. Auf Neudeutsch – wie es bei uns so gern gepflegt wird – sagt man Corporate Identity dazu. Das alles erinnert verblüffend an Verkaufsstrategie, an die in der Werbebranche übliche Kommunikation.

Als geübte Bürger des Medienzeitalters wissen wir

allerdings, dass Kommunikation scheinbar nur durch das Zerschlagen des Inhalts möglich ist. Komplexe Inhalte sind ja augenscheinlich uninteressant, zu langweilig, zu spießbürgerlich. Fun, fun, fun, yeah! Spaß und Action! Das wird gewollt. Stichwort Infotainment. Wenn schon etwas Ernstes notwendig erscheint, dann muss es zumindest lustig aufbereitet sein, und wenn schon nicht lustig aufbereitet, dann sollte es tunlichst von einer feschen Blondine präsentiert werden. Das ist der Zeitgeist. Vor lauter Schlagwörtern, die sich ins Hirn fressen, die automatisch die Brücke zu einer bestimmten Firma schlagen, wird einem noch ganz schwindelig. Selbst christliche Todsünden werden zur Tugend hochstilisiert: „Geiz ist geil“. Das bewertet sogar die Konkurrenz als „blöd, Mann!“.

Worauf will ich hinaus? Wir alle kennen solche Slogans, wir alle kennen das sich dahinter Verbergende, weil wir teilweise schon selbst damit Erfahrung gemacht haben. Über deren Sinnhaftigkeit machen wir uns - Gott sei Dank - seltener Gedanken. Und seien wir ehrlich: wer will einem Satz wie „Ariel wäscht nicht nur sauber, sondern auch rein“ wirklich auf den Grund gehen? Das müssen wir aber gar nicht, denn Nachdenken ist hier nicht vonnöten, weil die Erfahrung lehrt, dass der Gebrauch von Waschmittel die Kleidung rein und sauber macht.

Die Erfahrung lehrt: einen heißen Sommertag ohne Axe unter den Achseln zu durchleben, ist entbehrlich. Die Erfahrung lehrt ferner: nach einem heißen, verschwitzten Sommertag ist es umso schöner, den Feierabend in einer schattigen Gartenlaube mit „Gut. Besser. Gösser“ zu genießen. Das Wesentliche ist, dass Werbeslogans in der Wirklichkeit erlebbar sind, die Wirkung kann gefühlt werden. Botschaftsinhalt und greifbare Wirklichkeit sind direkt verbunden. („Aaahh, wie das Bier zischt!“).

Ohne das Fühlen, Schmecken, Hören, Riechen und Sehen lässt sich nicht so einfach eine dauerhafte Verbindung zwischen dem Botschaftsinhalt und der Wirklichkeit herstellen. Leitbilder von Firmen, aber auch von Verbänden des Österreichischen Bundesheeres, kämpfen mit diesem Problem. Ich wollte in meine Kompanie auch ein bisschen Corporate Identity hineinbringen. Also gab ich die Losung aus: „Miteinander reden – gemeinsam handeln“. Kurze Zeit später lautete sie aber: „Gegeneinander handeln – einsam reden“. Schöner Reinfall! Ein anderes Beispiel: „Partnerschaftlich und professionell – gemeinsam erfolgreich!“. Das ist gut gemeint und gut durchdacht, bloß: an der Basis – beim einfachen Kadersoldaten – sind die gut gemeinten und gut durchdachten Leitsätze der Verunglimpfung preisgegeben. Von Verinnerlichung findet sich weit und breit keine Spur. Folgenden Dialog wird es nie geben: „Schauens her, Herr Vizeleutnant, samma doch partnerschaftlich zueinander, hmm? Sie und I, oder? Profis samma sowieso! Dann haut des schon hin ... Jawohl, Herr Hauptmann, mit a bisschen mehr Partnerschaftlichkeit samma gemeinsam erfolgreich, da kann kommen was will...“. Eins sei hier unmissverständlich festgehalten: Ich will mich weder über Leitbilder oder Visionen und schon gar nicht über „Treu bis in den Tod“ lustig machen. Die dargebrachten Beispiele sollten lediglich die Problematik der Erlebbarkeit veranschaulichen.

„Sei getreu bis in den Tod!“, so lautet unsere Botschaft. Es geht mir um die Fragestellung: Wie kann die Botschaft erfahrbar werden? Wie kann die Botschaft der lebenslangen Treue bis hin zum Verlust des Lebens - aufgrund des Festhaltens an diesem Versprechen - positiv erlebbar und sogar als erstrebenswerte Tugend vermittelt werden?

Nach diesem etwas längeren, doch, wie ich hoffe, recht anschaulichen und hinführenden Prolog kom-

me ich direkt zum Thema „Von wem lasse ich mich leiten, wenn ich andere leite“. Dem vorausgehend möchte ich festhalten: Zum Ersten werde ich Ihnen in der folgenden Dreiviertelstunde wahrscheinlich nichts Neues sagen, doch zweitens und andererseits werde ich Ihnen dafür - quasi als Wiedergutmachung - auch nicht die allerneuesten Tricks und Kniffe der Werbebranche feilbieten, um Treue mit „todsicherem Erfolg“ als hippe und total-trendy-state-of-the-art attitude den einrückenden Kids einzutrichtern. Meine Absicht ist es, darzulegen, dass die Vermittlung der Botschaft „Sei getreu bis in den Tod“ vor allem ein Problem des Führer - Geführten - Verhältnisses ist. Treue geht uns alle an, vom General bis zum Ladeschützen des Panzerabwehr-Trupps, denn ich bin felsenfest davon überzeugt, dass nicht bloß Offiziere, sondern alle Soldaten der Kampf-gemeinschaft, der Ein-heit, gemeinsam treu bis in den Tod sein müssen.

Zum Inhalt meines Vortrages: In der ersten Hälfte werde ich kurz beschreiben, was unter den Begriffen Mensch, Treue und Tod zu verstehen ist, und warum gerade dem Offizier in diesem Zusammenhang eine herausragende Stellung aufgebürdet ist. Dabei werde ich mich vor allem auf den Lehrstoff stützen, der mir als Militärakademiker des Jahrganges Kaiserjäger von Prof. Dr. Pesendorfer und von Obstlt Dr. Frank nahe gebracht wurde. Im zweiten Abschnitt möchte ich den Begriff des Vertrauens und den der Verantwortung als zentrale Grundlage zur Botschaftsvermittlung hervorheben. Abschließend will ich versuchen, den Kreis zu schließen, sodass klar ersichtlich wird, warum mein Vortrag den Titel trägt: „Von wem lasse ich mich leiten, wenn ich andere leite?“

Begriff des Menschen

Der Ausgangspunkt aller Überlegungen – wenn es um etwas den Menschen betreffendes geht - wurzelt im Begriff des Menschen. Deshalb will ich in aller Kürze erklären, was der Begriff des Menschen ist.

Der Philosoph Michael Wladika schreibt: „Will man wissen, was der Mensch ist, muss man alles andere, was ist, von ihm unterscheiden.“¹ Und es ist der Geist, das Denken, das den Unterschied zu allem anderen ausmacht. Einen Körper haben auch Bäume und Sträucher, sogar dieses Pult, vor dem ich hier

während meines Vortrages stehe, hat einen Körper. Haut, Augen und komplizierte Paarungsrituale gibt es fast überall im Tierreich. Die Fähigkeit zu denken hat ausschließlich der Mensch. Darum: „Der Mensch ist Denken. Das ist sein Begriff“². Der Mensch ist nicht bloß triebgesteuert, kein Knecht seines Fleisches, der Mensch kann sich unabhängig und selbstbestimmt, frei durch das Denken selbst regieren, deshalb ist er Denken. Der Unterschied zu den Tieren lässt sich am besten folgendermaßen festmachen: „Der Mensch ist Tier, aber weil er weiß, dass er Tier ist, ist er nicht Tier.“³ Das bedeutet, dass der Mensch Triebe hat; sie bestehen im Wissen darum, das Tier hingegen ist Trieb.⁴ Anders ausgedrückt: der Mensch ist an sich vernunftgesteuert, das Tier triebgesteuert. Oder mit den Worten Descartes: „*Ich denke, also bin ich*“.⁵

Der Mensch ist seinem Begriff nach ein sittliches sowie ein staatliches Lebewesen. Sittlich, weil die Sittlichkeit gemeinschaftlich verwirklichte Freiheit ist (alle Mitglieder der Gemeinschaft teilen die Ansicht, was gut/böse ist), staatlich, weil der Staat die Wirklichkeit der sittlichen Idee ist (die Ansicht, was gut/böse ist, wird zum Gesetz, in der Verfassung niedergeschrieben).

„Nur die Gedanken sind frei!“. Stimmt! Freiheit entspringt dem Denken, denn *Denken ist Freiheit*. Der Mensch als Denker muss seine Freiheit durch Handlungen wirklich werden lassen. Zwischen dem Denken und der Tat (die Verwirklichung des Gedachten) ist der Wille. Also: Der Mensch denkt, durch seinen Willen macht er das Gedachte wirklich, er setzt es in die Tat um. Ausgangspunkt ist das Denken, die menschliche Freiheit. Freiheit kann auch verleiten, deshalb schrieb Paulus im Brief an die Galater: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder! Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe! ... Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Langmut, Güte, Treue!“⁶

Treue

Treue ist eine Tugend. Als höchstes Vorbild dient uns Christen Gott selbst, denn er hält sogar den mit dem ungetreuen Volk Israel geschlossenen Bund in Treue.⁷ Treue ist also nicht bloß eine sittliche Tugend, sondern auch ein Moment von Gottes Abbild in uns Menschen. So ist Treue Verwirklichung der Nächstenliebe und der Liebe zu Gott. Man kann also

in dreierlei Richtung treu sein: zu sich selbst, zur Gemeinschaft und zu Gott.

In der modernen Staatlichkeit liegt die Treue in der sittlichen Gesinnung. Die sittliche Gesinnung (Gemeinschaftsgesinnung, Gemeinsinn) bestimmt unsere Handlungen, ob sie sich nun auf den Einzelnen oder auf das Allgemeine beziehen. Also die Freundschaft, die Familie und den Staat betreffend.

Die sittliche Gesinnung besteht

- darin, dass die einzelnen Individuen eine bestimmte Freiheitsinterpretation („wie soll unser Staat sein, wie leben wir unsere Freiheit“) als ihr Wesen wissen und wollen, und

- darin zugleich die Identität aller ihrer Interessen mit dem Ganzen wissen und wollen, und,

- dass sie in dem Vertrauen handeln, dass die anderen dies genau so sehen.⁸

Im Patriotismus - oder besser: der Vaterlandstreue - kommt der Einzelne erst zu seiner wahren Gestalt der Freiheit; durch das Handeln des Einzelnen wird der Staatswille⁹ erst Wirklichkeit. Der Patriotismus verwirklicht sich in der Tapferkeit. Tapferkeit ist jedoch ganz unspektakulär und besteht in der Einordnung in das Allgemeine.¹⁰ Wir wollen festhalten: Treue im Sinn der politischen Gesinnung kann sich nur auf eine sittliche Gemeinschaft beziehen. Die höchste sittliche Gemeinschaft ist aber der Staat. In diesem Sinne gibt es keine Treue gegenüber dem Nutzen (Technik, Wirtschaft) oder internationalen Interessen. Man kann sich schon gar nicht für so etwas aufopfern.

Der Staat besteht durch die politische Gesinnung, doch die religiöse Gesinnung ist die Voraussetzung der politischen Gesinnung. Daher ist für den Staat die religiöse Gesinnung seiner Bürger wichtig. Im Gottesbegriff ist der Menschenbegriff mitgedacht und umgekehrt. In der Religion gibt sich ein Volk den höchsten Begriff seiner Freiheit und der ist Grundlage des Staates.

Jetzt wird's ein bisschen griffiger: Für einen Unterriech, für Grundwehrdiener meiner Kompanie, versuchte ich Treue möglichst anschaulich darzustellen, deshalb entwarf ich die so genannte Baumparabel: Das Adjektiv *treu* bedeutet ursprünglich „*stark, fest wie ein Baum*.“¹¹ Ein Baum muss wachsen, sich ständig ernähren, um frisch zu sein, um Wind und Wet-

ter zu trotzen. Manche Äste brechen ab, der Baum aber lebt weiter. Nicht jedes Treuesystem ist ein immergrünes Gewächs. Beständige Treue durchläuft auch Jahreszeiten. Blätter fallen ab, der Baum erscheint starr, doch sofern er gesund ist, schießt im Frühling frischer Saft in die alten Zweige und neue

Das zeigt sich im militärischen Bereich konkret so: Treue¹² ist für Soldaten auf mehrere Weisen bedeutsam. Nämlich untereinander, das heißt, horizontal auf gleicher Ebene (Kameradschaft), und in der Hierarchie, also vertikal. Ein Generalstabsoffizier der Schweizer Armee¹³ weist darauf hin, dass vertikale



Triebe keimen, neue Blätter wachsen – der Baum lebt! Wichtig ist, dass der Baum auf fruchtbarem Boden wächst. Wo steht also unser Baum? Steht er auf Schotter oder hat er nährreichen Boden unter sich? Können seine Wurzeln Halt fassen um gegen alle Widrigkeiten zu bestehen? Um Wind und Wetter zu trotzen? Und letztendlich: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Der nahrhafte Boden unseres Treuebaumes ist die sittliche Gesinnung. Bei Treue geht es also um Festigkeit, um feste Verbindung, aber auch um stete Dynamik, ein sich immer entwickelnder Prozess, Wachstum.

Treue von oben nach unten genauso wichtig ist, wie von unten nach oben. Soldaten erwarten nämlich zu Recht, dass ihre Vorgesetzten hinter ihnen stehen und sich bei etwaigen Schwierigkeiten schützend vor sie stellen. Der Kommandant – gleich welcher Ebene – hat Macht, er ist ein Stückchen näher beim Stamm unseres Baumes, daraus entsteht seine Verantwortung (Verantwortung = Funktion aus Macht und Wissen) seinen Untergebenen gegenüber.

Treue kann es – wie erwähnt - nur innerhalb einer sittlichen Gemeinschaft geben. In unserem Fall ist die sittliche Gemeinschaft der Staat Österreich. Ge-

reichtigkeit - verstanden im Sinne von: *Jeder tut und dann erhält jeder das Seine* - ist der Begriff des Staates. Ein Staat muss gerecht sein, sonst wäre es ein despotischer Willkürstaat oder eine - wie so oft in den Medien zitierte - Bananenrepublik.

Gerechtigkeit nach Platon ist die harmonische Ausfaltung der Tugenden Weisheit, Tapferkeit und Besonnenheit. Jede Tugend ist einem Stand zugeordnet. Wenn die Regierenden (der Lehrstand) vernünftig und weise regieren, die Krieger (der Wehrstand) tapfer sind und die restliche Bevölkerung (der Nährstand) das richtige Maß hält, besonnen ist, und alle sind sich darüber einig, wer herrschen soll, dann ist der Staat gerecht.

Der Staat ist somit die Einheit der Menschen unter dem Aspekt der Gerechtigkeit. Sein Ziel kann es nicht sein, reich und mächtig zu werden, sondern er muss seinen Bürgern - in der Einheit des Staates - ein freies und sittliches Leben ermöglichen.

Das Militär - der Wehrstand - hat die Pflicht, die Freiheit des Gemeinschaftswillens nach außen zu verteidigen. Nicht für Geld, wirtschaftliche Interessen oder Ruhm (das wäre Raubzug), sondern allein um den Gemeinschaftswillen nach außen zu verteidigen.

Sittliche Gesinnung, die als Gesetz niedergeschrieben ist, ist die Verfassung. Und hierin wurzeln aller Gehorsam und alle Treue der Soldaten. Und obendrein: auf Grund der ihnen übertragenen Aufgaben, nämlich das Vaterland mitsamt seinem Volk zu schützen und mit der Waffe zu verteidigen, stehen sie sogar in einem besonderen Treueverhältnis zur Republik Österreich.

So weit, so gut, aber: wer kennt schon alle relevanten Passagen der Verfassung in- und auswendig? Treue muss nicht bloß begründet sein, sie muss erlebbar werden, muss vorgelebt werden, um als Tugend angenommen zu werden. Der durchschnittliche Soldat erkennt im täglichen Dienstbetrieb das Militär meist nicht als ein Mittel zur Sicherung der allgemeinen Freiheit des Staates - eine Idee kann man nicht sehen. Aber er sieht seinen unmittelbaren Vorgesetzten. Treue ist der Baum, der stark und fest steht. Stark und fest kann er nur sein, wenn die Beziehung zum unmittelbaren Vorgesetzten, mit dem meist ständiger Kontakt herrscht, von positiven, wohlwollenden Gefühlen getragen ist. Diese Festigkeit und Stärke muss von den Wurzeln über Stamm und Äste

bis in die Blätter reichen; oder: von der Verfassung über politische Würdenträger, Offiziere und Unteroffiziere bis zum Schützen im letzten Glied. Jede Ebene ist ein Moment des Ganzen und absolut unentbehrlich. Es muss ein „Ineinandergreifen“ aller Momente, wie Zahnräder, sein.

Dazu eine vereinfachte Darstellung: Grundwehrediener, deren Gruppenkommandant besonnen und gerecht war, der ein positives Bild vom Militär vermitteln konnte, solche haben ihren Militärdienst positiv in Erinnerung. Vor allem dann, wenn in ihrer Einheit ein menschliches Betriebsklima herrschte, geordnete Strukturen erkennbar waren und der Ablauf militärisch war. War der Gruppenkommandant jedoch fachlich schwach, wurde viel geschrien, waren „Lageänderungen“ aufgrund fehlender Planung an der Tagesordnung und der Appell an die Flexibilität jedes Einzelnen allgegenwärtig, so betrachtet der Abgerüstete die hinter sich gebrachten Monate lediglich als Zeitverschwendung, das Militär als Idiotenhaufen und den Staat als Unterdrückungsmaschinerie. Für „so etwas“ ist freilich niemand bereit „treu bis in den Tod zu sein“

Tod

Tod. Tod und Sterben. Was bedeutet „Tod“ eigentlich – für einen jungen Burschen von 20 Jahren? Wenn er es nicht weiß, es aber wissen will, holt er sich vielleicht Information aus dem Internet. Ein Blick ins Internet bietet folgende Definition: „Der Tod ist der unumkehrbare Verlust der für ein Lebewesen typischen und wesentlichen Lebensfunktionen.“¹⁴ Diese Auslegung hilft uns jedoch nicht weiter. Es geht hier nur um biologische Funktionen, doch der Mensch ist Denken, ist Geist. Deshalb schauen wir uns nach etwas anderem um.

Sie hören von mir nichts Neues, das habe ich eingangs erwähnt. Auch bei der Fragestellung „Was ist der Tod“ müssen wir nicht Neues erfinden: Deshalb zurück zu den alten Griechen. Platon bestimmt den Tod als Trennung von Leib und Geist. Der Geist ist die Voraussetzung des Leibes und seines Bewegtwerdens. Der Leib ist die direkte Unmittelbarkeit des Geistes, infolgedessen gilt: Vom Geist her ist der Leib zu denken, nicht umgekehrt. Denken (Geist) ist unsterblich, ewig. Tod ist Aufhebung der Endlichkeit - der unsterbliche Geist befreit sich vom sterblichen Körper. Der Mensch stirbt nicht am Ende des Le-

bens, sondern vollzieht seinen Tod in seinem Leben - in dem er weiß, dass er stirbt. Für den christlichen Soldaten ist in besonderer Weise die Frage nach dem ewigen Leben bedeutsam, denn er muss sein endliches Leben eventuell opfern. Diese Frage lässt sich nur von der Religion her beantworten. Im christlichen Tod wird durch den Tod hindurch das ewige Leben erreicht. Der Christ wird errettet durch den Tod hindurch.¹⁵

Eine äußerst wichtige Frage ist: „Kann der Staat den Einsatz des Lebens fordern?“. Diese Frage, wahllos an Passanten in einer Fußgängerzone gestellt, wird viele verwundern, meistens würde man als Antwort ein klares „Nein!“ erhalten. Die Gesellschaft zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts ist geprägt – und ich überzeichne bewusst - durch zeitgeistiges Mitläufertum, durch uniformen Individualismuszwang. Jeder muss etwas Besonderes sein, und das Besondere, das er sein soll, darf ihm keiner sagen, das muss er selbst herausfinden, am besten erfüllen – die Werbung gibt uns Tipps – z. B. durch Horoskope, fernöstliche Meditationen und Rückführungen in frühere Leben. Es geht allerorts um Befindlichkeiten („Wie fühle ich mich heute!“). Und die Vorstellung sein Leben - für Leute, die man gar nicht kennt, nämlich den Staat - aufs Spiel zu setzen, tja, das beeinflusst die Befindlichkeit mitnichten positiv.

Schrumpfendes Zusammengehörigkeitsgefühl in unserer Gesellschaft, Verlust des Wissens um die Bedeutung der Gemeinschaft, frei interpretiert als Lebenseinstellung: „Ich bin ich, was die anderen machen ist mir wurscht“, der Staat sind „die da oben“: So präsentiert sich die Gesellschaft momentan.

Die Bedeutung der Gemeinschaft und Liebe zur Heimat zu vermitteln ist meines Erachtens eine heh-

re Aufgabe. Dem Österreichischen Bundesheer kommt als einer „Schule der Nation“ dabei eine wichtige staatsbürgerliche Erziehungsaufgabe zu. Das Bundesheer ist nämlich die einzige Organisation, in der nahezu jeder männliche Staatsbürger einen Dienst für die Allgemeinheit leistet. Als Soldat muss man seine Einzelinteressen in die Gemeinschaft einordnen. Die Uniform ist der äußere Ausdruck dieser Haltung.



Was sollte in der „Schule der Nation“ erlernt werden, um die Frage „kann der Staat den Einsatz meines Lebens fordern?“ beantworten zu können?¹⁶ Die Beantwortung dieser Frage basiert auf dem Aufsatz „Der Offizier: Menschenführer im Dienste des Allgemeinwohls“ von Obstdt Dr. Frank. Erschienen in: Jahrgang Kaiserjäger, Hrsg.; Festschrift anlässlich der Ausmusterung des Jahrganges Kaiserjäger, Wr. Neustadt 2004, Seite 30f

Folgende vier Lernziele sollten erlernt und erfahren werden:

1. dass wirkliche Freiheit nur im staatlichen Gemeinschaftsleben möglich ist,
2. dass die Verwirklichung der eigenen Zwecke nur über die Berücksichtigung der Zwecke der anderen möglich ist,
3. dass wahre Selbstverwirklichung sich nur im Dienst am anderen erfüllt,
4. dass der Mensch seine Freiheit nicht als abstrakt Einzelner, als Einsiedler in einer Höhle, sondern als Glied der staatlichen Gemeinschaft verwirklicht.

Diese vier Lernziele liefern die Begründung, warum der Staat im Falle einer existentiellen Bedrohung die Aufopferung des individuellen Lebens zur Siche-

rung der Allgemeinfreiheit fordern darf. Alle im Einsatz abverlangten Opfer finden ihre Rechtfertigung ausschließlich in der Verwirklichung der Freiheit, und sicher nicht in einer utilitaristischen Vorteilsabwägung; alle im Einsatz abverlangten Opfer finden ihre Rechtfertigung nur vom Zweck der Freiheit der Gemeinschaft her, und niemals durch Profit oder despotische Herrschaftsinteressen.

Die Vermittlung dieses Wissens im Militär und in der Öffentlichkeit ist Aufgabe des Offiziers.

Der Offizier

Was ist ein Offizier? Was bedeutet es eigentlich, *Offizier* zu sein? Prägnant formuliert: Ein Offizier hat die Aufgabe, die ihm anvertrauten Soldaten im Dienste des Allgemeinwohls des Staates zu führen.¹⁷ Diese Aufgabe erfordert Wissen, Können und eine patriotische Opferbereitschaft, oder anders gesagt „Treue bis in den Tod“. Dass Soldaten geführt werden können, setzt deren Ausbildung voraus. Die Vermittlung technischer Fertigkeiten reicht allerdings nicht aus. Auch die eben erwähnten vier *Lernziele* muss der Offizier vorleben. Der Offizier darf nicht auf die Funktion eines bloßen „Militärtechnokraten“ reduziert werden, dem es nur auf das Funktionieren des militärischen Systems ankommt, und schon gar nicht auf die Rolle eines Söldners, dem es nur um den schnöden Mammon und um Abenteuerlust geht.

Der Beruf des Offiziers ist mehr als lediglich Broterwerb, kein „Job“ wie jeder andere. Er ist Berufung, er ist Lebensaufgabe, denn auch im Ruhestand bleibt der Offizier ein Offizier.

Der Offizier muss ethisch verantwortlich führen. Das kann er nur, wenn er über einen adäquaten Menschen-, Staats- und Gottesbegriff verfügt, wenn er also um Ziel und Zweck der menschlichen Freiheit Bescheid weiß. Der Offizier muss den Mensch und damit auch seine Soldaten als Ebenbild Gottes begreifen. Der Offizier muss die soldatischen Tugenden wie Treue, Tapferkeit, Rechtschaffenheit als Vorbild dienstlich *und* privat verinnerlicht leben und begründen können. „Üb immer treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab“, im Dienst und nach Dienstschluss– immer! Erst wenn der Offizier bereit ist, diesem Anspruch gerecht werden zu wollen, kann er legitim einen Führungsanspruch erheben. Erziehen heißt, zu lehren und vorzuleben, dass der Einzelne sich in die Allgemeinheit einordnet.

Der Pädagoge Prof. Dr. Schirlbauer hat über den Lehrerberuf gesagt: Das Ziel der Erziehung ist Mündigkeit, und wer dazu nichts beitragen kann oder will, hat nicht das Recht Lehrer zu sein. In diesem Sinne sage ich: Die Pflicht des Militärs ist, die Freiheit des Gemeinschaftswillens nach außen zu verteidigen. Wer hiezu nicht bereit ist, wer ferner nicht bereit ist, ethisch zu führen, und wer nichts zur Vermittlung



der vier *Lernziele* beitragen kann oder will, hat meines Erachtens keinen Anspruch Offizier zu sein.

Um aber ethisch verantwortlich führen zu können, dazu braucht es Ausbildung! Eine fundierte militäretische Ausbildung muss unentbehrlicher Bestandteil des Lehrplans an der Militärakademie bleiben. Ob Assistenzeinsätze innerhalb Österreichs oder Einsätze bei internationalen Operationen - die zu erwartenden Probleme, die mit dem zu erfüllenden Auftrag einhergehen, sind keineswegs rein militärischer Natur. Sie verlangen nach einer Ausbildung zum Universalisten mit Allgemeinbildung, jedoch immer mit der Prämisse, den Menschen als Mittelpunkt im Denken und Handeln verinnerlicht zu begreifen, und nicht lediglich als Schlagwort oder Lippenbekenntnis „weil es sich so gehört“.

So nebenbei: Ich kann mich nicht erinnern, in den letzten Jahren einen Vortrag gehört zu haben, bei dem nicht „Im Mittelpunkt steht der Mensch“ zu hören war. Das gehört vermutlich zu einer öffentlichen Ansprache - wie das Amen zum Gebet. Ein absolutes Muss. In Wirklichkeit steht der Mensch meistens nur im Mittelpunkt, wenn man am Pranger steht.

Ethisch verantwortliches Führen muss besonders für junge Offiziere ein Thema sein. Junge Offiziere müssen hohe Verantwortung übernehmen, denn sie sind es, die im täglichen Dienstbetrieb junge Österreicher auszubilden haben, sie sind es, die in einem Einsatz - vor Ort und unverzüglich - entscheiden müssen, was richtig ist, und was falsch. Dieser Bestimmung kann durch alleinige Vermittlung von Gefechtstechniken, Waffenbeherrschung und Regelwerkskenntnis nicht Genüge getan werden. Auch dies ist nichts Neues. So wie „Treu bis in den Tod“ zum Selbstverständnis des österreichischen Offiziers gehört, so auch „Armis et Litteris“. Seit jeher ist dies der Leitspruch in der österreichischen Offiziersausbildung und soll es auch weiterhin bleiben, denn „es sind nicht die hochtechnologischen Waffensysteme, sondern es ist die umfassende *Bildung*, die den österreichischen Offizier von anderen unterscheidet und somit den Stolz des österreichischen Offizierskorps auch im internationalen Vergleich begründet“, wie es Obstlt Dr. Johann Frank in seinem Beitrag zur „*Festschrift des Jahrganges Kaiserjäger*“ so treffend auf den Punkt brachte.

Vertrauen

Im Beiheft zum Programm der heurigen militäretischen Tage findet sich ein Wortspiel zu Treue. „Ich bin treu, ich traue mich ... [bis hin zu] ... ich traue mich treu zu sein, weil man mir treu ist.“ Die Verwandtschaft von Treue und Trauen findet sich allerorts in der deutschen Sprache. Ein Treuhänder beispielsweise ist jemand, dem etwas zu treuen Händen anvertraut worden ist. Das heißt: Treue ist ohne Vertrauen nicht möglich. Dass Soldaten gemäß dem Treuverhältnis gehorsam dienen können setzt Vertrauen voraus. Vertrauen muss verstanden werden als das Wissen darum, „dass alle Mitglieder der Gemeinschaft in der sittlichen Gesinnung stehen. Also – ich wiederhole mich, doch es ist essentiell – sittliche Gesinnung heißt, sich als Glied in die Gemeinschaft einzuordnen und alle seine Interessen in ihr gesichert zu sehen.“¹⁸ Dieses Wissen zu vermitteln ist Aufgabe der Erziehung. Es ist ein Hineinwachsen in die Kultur, in die Umgangsformen, in die Tradition der Gemeinschaft.¹⁹

In der Einleitung betonte ich die Wichtigkeit von Erfahrung. Vertrauen entsteht aus Erfahrung, auf Grund der gemachten Erfahrung wird vertraut oder misstraut. Wird ein Vertrauensvorschuss bestätigt, wird darauf weiter Vertrauen aufgebaut. Das Schlimmste, das jemandem, der vertraut, passieren kann, ist, dass er enttäuscht wird. Enttäuschungen reduzieren die Bereitschaft zu vertrauen auf das lediglich Unmittelbare. „Gut ist, was mir direkt nützt – jetzt und offensichtlich, mit sofortiger, möglichst materieller, greifbarer Wirkung.“

Eine amerikanische Untersuchung kam zu folgender Erkenntnis: Die maßgeblichste Ursache für hohe Einsatzbereitschaft ist Vertrauen des Kommandanten in seine Untergebenen. Das Problem des Führer – Geführter - Verhältnisses scheint vornehmlich ein Problem des Vertrauens zu sein, denn Untergebene müssen ihrem Vorgesetzten vertrauen können, und dieser muss sich eben dieses Vertrauen verdienen - durch Bestätigung des Vertrauensvorschusses. Ausgangspunkt muss jedenfalls der Kommandant sein, weil er *führt*. Wer als Kommandant nicht bereit ist, Vertrauen zu schenken, kann nie auf das Vertrauen seiner Untergebenen bauen.

Was wir beim ÖBH unter Einsatzbereitschaft zu verstehen haben, sagt uns die MiB. Den personellen,

materiellen und ausbildungsmäßigen Soll-Zustand des Bundesheeres um Einsatzaufgaben zu erfüllen²⁰ ist gemeint. Für unser Thema steht hier freilich der ausbildungsmäßige Soll-Zustand des Personals hinsichtlich der Qualität der geistigen Haltung im Brennpunkt des Interesses. Das heißt, Einsatzbereitschaft muss mit einschließen, dass der Soldat im Einsatz nicht nur kämpfen kann, sondern auch *kämpfen will* und *kämpfen wird*. Vertrauen ist für den Kampfgeist von zentraler Bedeutung und in diesem Sinne für die Einsatzbereitschaft der gesamten Armee.

„Man kann nicht kämpfen, wenn die Hosen voller sind als die Herzen“²¹ bemerkte der Literat und Freiheitskämpfer Carl von Ossietzky. Also: Füllen wir die Herzen, füllen wir sie mit Vertrauen! Und richten wir den Blick auf unseren Treuebaum: Wenn Zweifel und Ängste, Neid und Missgunst die Parasiten sind, die unseren Treuebaum befallen, so ist gegenseitiges Vertrauen das adäquate Gegenmittel.

Soldaten müssen Vertrauen haben in die Qualität der erhaltenen Ausbildung und in die eigene Leistungsfähigkeit. Sie brauchen Vertrauen erweckendes Gerät. Soldaten brauchen Vertrauen in die Kameraden, damit aus dem anfänglichen Nebeneinander ein Miteinander und letztlich ein Füreinander wird. Soldaten brauchen Vertrauen in den Kommandanten. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass der Kommandant sich selbst vertraut. Denn nur aus diesem Selbstvertrauen ist es möglich, den Mut zu finden, sich zu trauen. Vertrauen ist ein sich Trauen!

Dass gegenseitiges Vertrauen zwischen Führern und Geführten ein essentieller Faktor zur Effizienzsteigerung einer Armee ist, erkannte schon Niccolò Machiavelli zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Er stellte fest, dass Heere, wenn sie für ihren Führer nicht eine gewisse Liebe und Ergebenheit fühlen, einem – auch nur ein bisschen tapferen – Feind nicht widerstehen können:²² „Der Feldherr muss geachtet sein, so dass das Heer auf seine Klugheit vertraut. Immer wird es vertrauen, wenn es ihn geregelt, tätig, mutvoll sieht, wenn er sein Ansehen als Feldherr und die Majestät seiner Würde behauptet“.²³ Kurz: Wenn er ein Offizier und Gentleman ist. Vertrauen in den Führer gründet zum Gutteil im Vertrauen dessen an sich selber. Ein Beispiel aus der Geschichte Roms: Licinius bekam, als er zum Präfekten der Prätorianer des Kaisers Trajan ernannt wurde, folgenden Auftrag: „Ich gürtete dir dies Schwert um, damit du mich schützt,

wenn ich ein guter Regent sein werde, damit du mich tötest, wenn ein schlechter.“²⁴ Kaiser Trajan stand mit Leib und Leben hinter seiner Verantwortung. Einem derartig starken Signal an Selbstvertrauen, einer solchen Entschlossenheit, folgt nahezu unweigerlich *Vertrauen in den Führer*.

Ein militärischer Führer, der ein Menschenführer im Dienste des Allgemeinwohls ist, muss eine Fülle von Eigenschaften aufweisen, damit er von den Untergebenen auch als solcher anerkannt wird. In einem Lehr- und Ausbildungsbehef des ÖBH aus dem Jahre 1966 (Grundriss der Truppenpsychologie) wird hierbei das „gewisse Etwas“ besonders hervorgehoben.²⁵ Ungeachtet seiner fachlichen Kompetenz und Tüchtigkeit braucht er also noch ein wenig mehr. Ich sage: Dieses gewisse Etwas muss Herzenswärme²⁶ sein. Im Denken, Fühlen und Handeln des militärischen Führers muss der Untergebene eine Schlüsselrolle einnehmen. Kurzfristig sind freilich auch mit rücksichtsloser Behandlung Erfolge zu erzielen, langfristig erfolgreiche Kommandanten führen menschenorientiert.²⁷ Um menschenorientiert führen zu können, muss man gemäß dem bereits erwähnten Schweizer Generalstabsoffizier keine Vielzahl an Management- oder Psychologiekursen belegt haben, sondern: Als Führer muss man Menschen einfach gern haben und diese müssen das auch spüren. Das ist das Wichtigste. Er gibt auch eine Merkformel mit auf den Weg: die 4M: „*Man muss Menschen mögen!*“²⁸ Die erforderliche Herzenswärme muss jedenfalls authentisch sein. Selbst wenn auf verschiedensten Führungsseminaren kunstfertig erlernte Kommunikationstechniken ehrliche Anteilnahme vorübergehend ersetzen können, so werden sie trotzdem früher oder später als manipulative Mittel entlarvt. Wie heißt es im Korintherbrief: Denn auch „wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete / und hätte der Liebe nicht / so wäre ich ein tönend Erz oder ein klingende Schelle.“²⁹

Ein Sprichwort sagt: „Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser!“. Es stellt sich die Frage: Stimmt das? Wäre ich ein Politiker, so könnte ich sagen „meine Antwort auf diese Frage ist ein – in aller Deutlichkeit betontes und entschiedenes – Jein! Ich will nämlich zwischen vernünftiger und einengender Kontrolle unterscheiden:

- Vernünftige Kontrolle oder auch Dienstaufsicht, sichert die Qualität und unterstützt das Zusammen-

wirken. Sie gibt den Geführten die Sicherheit auf dem richtigen Weg zum gemeinsamen Ziel. Dienstaufsicht, vernünftige Kontrolle, hat vertrauenssichernde Funktion.

- Einengende Kontrolle – im Sinne von Pedanterie und „Fehlersuche um der Fehlersuche willen“ - verhindert Kreativität, Offenheit und demotiviert. Wer ständig in Angst ist, etwas falsch zu machen, tut bald gar nichts mehr. Wird der Untergebene zum Handlanger degradiert („So und so muss das sein, und nicht anders!“) entstehen Frust und Misstrauen.

Ein kleiner Exkurs: Einengende Kontrolle ist oft die Folge davon, dass Einzelne Vertrauensbruch begangen haben. Im Sinne von „mitgegangen – mitgefangen“ müssen die anderen restriktive Maßnahmen hinnehmen. Zum Beispiel: Schlechter Putzdienst im Grundwehrdienst – es folgt eine Standpauke vom Spieß bei der Standeskontrolle. Zweites Beispiel: Ein Zugskommandant ignoriert den Befehl, das Übungsgelände beim Bauern ums Eck zu säubern - vermutlich meldet der Bauer beim Militärkommando, dass er in Zukunft keine Soldaten mehr auf seinem Grund und Boden wünscht. Sichtbar wird einengende Kontrolle im täglichen Dienstbetrieb durch die Flut von Verlautbarungsblättern, Erlässen und Koordinierungsbefehlen zu diesem und jenem, was man darf, was man auf keinen Fall darf, was man unter Umständen tun sollte und was sogar zu denken verboten ist. Zur Dienstaufsicht kommt man dank den Papierstapeln auch nicht! Bei aller Polemik gegen die unselige Zettelwirtschaft muss ich doch anmerken, dass – leider - so mancher nur auf diese Art und Weise zu führen ist, der jährliche Bericht der Beschwerdekommision spricht Bände. Solange in manchen Kreisen Fußtritte und Kosenamen wie „dumme Sau“ als probate Ausbildungsmethodik gesehen werden und andere in der Dienstzeit Golf spielen, wird es einengende Kontrolle wohl immer geben müssen.

Doch genug damit, zurück zu Vertrauen und Kontrolle. Der Königsweg zwischen Vertrauen und Kontrolle ist, dass jeder weiß, wie seine Arbeit ins Ganze eingebettet ist, jeder muss wissen, was er warum macht. Dazu eine alte Binsenweisheit: Klare Befehle regeln den Dienstbetrieb.

Es geht hier eigentlich um nichts anderes als um Auftragstaktik vs. Befehlstaktik. Vertrauen ist Grundvoraussetzung für Auftragstaktik. Wie bereits erwähnt

wird Vertrauen in zweifacher Hinsicht gefordert: Von oben nach unten: Der Kommandant vertraut, dass in seinem Sinne, im Sinne des Auftrages gehandelt wird. Von unten nach oben: Die Gewissheit, dass der Kommandant einen vernünftigen Entschluss gefällt hat, und, dass man im Falle des Misserfolgs nicht als Bauernopfer endet. Es geht im engeren Sinne um „Eingespieltsein“, dieses „Eingespieltsein“ macht eine Kompanie erst zur Einheit.³⁰

Vertrauen ist die einzig mögliche Basis von Führung,³¹ ist die Voraussetzung, dass Menschen freiwillig folgen. Führungskräfte brauchen die Freiwilligkeit ihrer Mitarbeiter! Obst Mag. Meurers, der Kommandant des StbB7 in Klagenfurt drückt es folgendermaßen aus: „Wer führen kann, und wer nicht, zeigt sich, ob er die Freiheit seiner Untergebenen respektiert, oder nicht!“³² Wer führt kann nur fordern, was er auch prüfen kann. Gesinnung, Vertrauen und Freiwilligkeit sind in letzter Konsequenz nicht überprüfbar³³, daher kann es auch der Offizier nicht fordern, sondern nur darauf vertrauen, dass der Geführte in der gleichen Gesinnung steht.

Die Verantwortung

Noch einmal: Ein Hineinwachsen in die Kultur, in die Tradition der Gemeinschaft ist nur durch Erziehung erreichbar. Der deutsche Philosoph Hans Jonas schreibt: „Das Ziel der Aufzucht: Erwachsensein!“³⁴ Mit anderen Worten: Das Ziel der Erziehung ist ein Mensch, der fähig ist, Verantwortung zu übernehmen.³⁵ Ich rufe den Brief an die Galater in Erinnerung: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder! Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe!“ Die Freiheit zur Selbstbestimmung ist verbunden mit sozialer Verantwortung, sagen wir Nächstenliebe dazu. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“³⁶, so lautet der kategorische Imperativ von Kant. Was sagt uns das? Aus der Freiheit des Willens folgert eine Handlung, und für ihre Folgen trägt der Urheber die Verantwortung, er muss dafür Rede und Antwort stehen.

Beobachtet man Verhaltensweisen von Menschen im Alltag, wird offenbar, dass die meisten keinerlei Probleme haben, die Verantwortung für Positives, für Gelungenes, für Erfolgreiches zu übernehmen. Wenn Vorhaben hingegen missglücken, wird die Ver-

antwortung zuallererst als Schuld bezeichnet und dann abgewiesen. Schuld sind die Umstände, die Veranlassung, die Lebenssituation oder überhaupt die Gesellschaft. So in etwa nach dem Muster Pontius Pilatus: „Ich tät eh gern, die andern lassen mich aber nit, ich kann nix dafür!“. Diese Gefahr besteht vor allem in Hierarchien. Das Abschieben nach oben („Immer des gleiche, de do Oben, mit den feinen Herren“) bzw. unten („I habs ihnen eh schon 1000x gesagt“) ist oft verlockender, als für Fehler einzustehen. Hierarchie darf nicht ent-antwortlichen, sondern muss ver-antwortlichen. Stichwort: ungeteilte Kommandantenverantwortung.

Ich habe bereits erwähnt, dass sich Verantwortung aus der Freiheit ableitet. Verantwortung bedarf einer emotionalen Vorbereitung, denn „es ist schwer Verantwortung für etwas zu tragen, das man nicht liebt, sodass man sich eher die Liebe dazu erzeugt als die Pflicht *frei von Neigung* zu tun.“³⁷ Oder mit den Worten Goethes: „Glücklich ist der Mann, der gern tut, was er muss und kann“.

Wirft man einen Blick in die *Allgemeine Dienstvorschrift*, findet sich freilich nicht das Wort Liebe, jedoch sind verschiedene Pflichten des Vorgesetzten angeführt, die eine Erscheinungsform der Liebe - wenn auch in niedriger Intensität - voraussetzen. Diese Form der Liebe sei hier als *wohlwollende Zuneigung* gedeutet. Der Vorgesetzte hat sich seinen Untergebenen gegenüber stets fürsorglich, gerecht und vertrauensvoll zu verhalten. Und falls ein Soldat in außerdienstlichen Angelegenheiten, insbesondere bei Schwierigkeiten im sozialen Bereich, Rat und Hilfe bei seinem Vorgesetzten sucht, so hat ihm dieser nach besten Kräften beizustehen.³⁸ Werden diese Punkte durchleuchtet, so finden sich sehr wohl Beweise, dass wohlwollende Zuneigung vorauszusetzen ist. Doch niemand wird sich jemandem anvertrauen und um Rat bitten, wenn er ihn hasst. Es muss also ein Band wohlwollender Zuneigung zwischen Führer und Geführtem bestehen, „denn wo Herrscher und Beherrschte nichts gemein haben, da gibt es auch kein Gefühl persönlicher Zusammengehörigkeit, ... sondern nur ein Verhältnis wie das zwischen dem Arbeiter und seinem Werkzeug.“³⁹ Auch diese Feststellung ist nichts Neues, sie stammt von Aristoteles!

Untergebene sind nicht bloß Werkzeug, nicht lediglich Gruppenkommandant, Kraftfahrer oder Wirtschaftshelfer. Geführte müssen in ihrer Ganz-

heit als Mensch erkannt werden, und dies wiederum schließt auch Rücksicht auf ihr Gefühlsleben mit ein. Ich will diese Rücksichtnahme allerdings scharf abgegrenzt verstanden wissen: abgegrenzt zu mimosenhafter Befindlichkeitskrakelei und zärtlich-streichelnder Schöntuerei. Soldaten müssen in die Gefahr hinein handeln, sie müssen auf die Härten und Entbehnungen des Einsatzes vorbereitet werden, um gemeinsam in der Gefahr bestehen zu können. Was ich unter gefühlsmäßiger Rücksichtnahme beim Führer - Geführten - Verhältnis verstehe, ist nichts anderes als ehrliche Anteilnahme, Wertschätzung, wohlwollende Fürsorge, Respekt oder eben: Verantwortungsgefühl. Überspitzt formuliert: Unser österreichisches Bundesheer braucht mehr Liebe!

Wie bereits im ersten Teil, bei der Begriffbestimmung der Treue erwähnt: die Festigkeit und Stärke unseres sinnbildlichen Treuebaumes muss von den Wurzeln über politische Würdenträger, Offiziere und Unteroffiziere bis zum Schützen im letzten Glied reichen. Jede Ebene ist ein Moment des Ganzen und absolut unentbehrlich. In der Volksschule habe ich als kleiner Bub viele Gedichte auswendig lernen müssen, Sie alle vermutlich auch. Manche sind mir noch in Erinnerung, z. B. ein Muttertagsgedicht mit dessen Hilfe ich nun - herzerfrischend und kindlich naiv - die sittliche Gesinnung, die Liebe zur Heimat und das Bekenntnis, dass alle Ebenen unentbehrlich sind, veranschaulichen will: „I liab di so fest, wie da Bam seine Äst, wie da Himml seine Stern, grod so hob i di gern!“

Resümee und Ausblick

Eine Kampfgemeinschaft muss eine Einheit sein, gemeinsam muss die Gefahr bestanden werden, jeder muss sich auf jeden verlassen können, treu bis in den Tod. Es geht nicht um manhaftes, tollkühnes Vorpreschen in der Schlacht, es geht nicht um Heldentod und Ehrengrab. Bei Soldaten heißt Treue bis in den Tod auch Kameradschaft. Eine Definition von Kameradschaft, die diesen Umstand vorzüglich widerspiegelt, stammt aus der Diplomarbeit von Olt Mag. Sorg: „das Wesen⁴⁰ der Kameradschaft ist, auf der Basis von Vertrautheit innerhalb einer auf Leben und Tod zusammengeschweißten Schicksalsgemeinschaft, unterschiedslos nächstenliebend zu wirken“.⁴¹ Kommandant dieser Schicksalsgemeinschaft ist der Offizier. Er ist verantwortlich für die Ausbildung im

Frieden und Entscheidungen im Einsatz. Diese Entscheidungen können für die ausführenden Soldaten mitunter den Tod bedeuten.

„Von welchem Geist lasse ich mich leiten, wenn ich andere leite?“ Der Titel meines Vortrages ist ein Zitat von Ignatius von Loyola, dem Soldaten und Gründer des Jesuitenordens. Kardinal Franz König bemerkte hiezu, dass es in einer komplexen Welt wie der unsrigen keine Patentrezepte geben kann. Führungskräfte, wie eben Offiziere, müssen in jeder Situation eine persönliche Entscheidung treffen. Das christliche Menschenbild, das in der Mitte von Individualismus und Kollektivismus⁴² liegt, entspricht eigentlich der Situation all jener, die mit Aufgaben der Menschenführung betraut sind.

Indem ich hier eine öffentliche Rede halte, folgt nun das bereits ins Spiel gebrachte absolute Muss: Wo auch immer es ein Führer – Geführten -Verhältnis gibt, muss als Prämisse gelten: Im Mittelpunkt steht der Mensch, aber nicht als Werkzeug, sondern als Ebenbild Gottes. Werkzeug ist nicht treu bis in den Tod, Werkzeug wird lediglich kaputt!

Ohne langatmig das Gesagte zusammenfassen zu wollen: Die immense Bedeutung des Führer - Geführten - Verhältnisses für Treue - auch bis in den Tod - liegt auf der Hand. Der Verantwortung gerecht zu werden und Vertrauen zu schenken, leicht ist es gesagt, aber es darf nicht nur gesagt bleiben, es darf nicht nur verstanden bleiben, es darf nicht nur akzeptiert werden: *es muss gelebt werden.*

Wichtigstes Ziel jeder militärischen Führungsausbildung müsste eigentlich die Förderung der Herzensbildung sein. Als Merksatz formuliert könnte es lauten: „*Führe verantwortungsvoll, dass deine Soldaten vertrauensvoll gehorchen!*“ Das ist aber erst die Voraussetzung, um eine Kampfgemeinschaft zu formen, die allen Gefahren zum Trotz - treu bis in den Tod - die sittliche Gemeinschaft verteidigt, und, - zu guter Letzt - sich als Schicksalsgemeinschaft versteht. Das geht nicht von heute auf morgen, das braucht Zeit und kann nicht per Befehl verordnet werden. („Hiermit befehle ich: Sie fühlen sich als Schicksalsgemeinschaft“). Das wird auch nicht - ich versuche ein bisserl up-to-date zu sein - per „courageous – corporate – comradeship - implementation“ siegreich in das ÖBH einziehen.

Ich komme nun zum Abschluss meiner Ausführungen.

Für uns Christen mit Gottvertrauen, wir, die letztendlich all unsere Taten Gott gegenüber verantworten müssen, wie wünschen wir uns einen Kommandanten, dem wir treu folgen können, treu bis in den Tod?

Zu Beginn meines Vortrages habe ich Ihnen gesagt, dass Sie nichts Neues von mir hören werden, nun, ich glaube, ich bin meinem Versprechen treu geblieben. Ich hätte Ihnen aber gerne etwas bahnbrechend Neues präsentiert. Mit stolzeschwellter Brust, selbstzufriedenem Lächeln, ja, so hätte ich mich gerne – vielleicht sogar mit standing ovations - feiern lassen. Aber es gibt nichts Neues zum Thema „Treu bis in den Tod“, das habe ich während meines Vortrages auch oft erwähnt. Alles nicht neu – alles schon da! Und auch die Antwort auf die Frage „Wie soll ein Kommandant sein, dass wir Christen treu folgen können?“ ist nicht neu.

Die Antwort ist wie ein anschauliches Bild. Es ist der 23. Psalter.

*Er ist mein Hirt, mir mangelt's nicht,
Auf Grastriften lagert er mich,
zu Wassern der Ruh führt er mich
Die Seele mir bringt er zurück,
er leitet mich in wahrhaftigen Gleisen um seines Namens Willen
Auch wenn ich gehen muss durch die Todschattenschlucht,
fürchte ich nichts Böses,
denn du bist bei mir, dein Stab, deine Stütze, die trösten mich.
Du rütest den Tisch mir meinen Drängern zugegen,
streichst das Haupt mir mit Öl, mein Kelch ist Genügen.
Nur Gutes und Holdes Verfolgen mich nun alle Tage meines Lebens,
ich kehre zurück zu DEINEM Haus für die Länge der Tage.⁴³*

Abschließend ersuche ich Sie alle sich selbst folgende Frage zu stellen: „Von welchem Geist lasse ich mich leiten, wenn ich andere leite?“

Mag. (FH) Christian Strnad, Hauptmann, absolvierte nach abgeschlossener Unteroffiziersausbildung die Militärakademie und ist seit 2004 Kommandant der NTKp/StbB6 in Innsbruck.

Fußnoten

¹ vgl. Wladika, Michael: Der Begriff des Menschen als Voraussetzung aller Politik. Der Staat als Akteur der Sicherheitspolitik.

- In: Armis et Litteris. Militärwissenschaftliche Schriftreihe Fachhochschul – Diplomstudiengang „Militärische Führung“, Band 6, Wiener Neustadt 2000, Seite 16.
- ² ibd; Seite 31
- ³ Hegel zitiert nach: Pesendorfer, Wolfgang; Frank, Johann: Politisches Denken. Schulungsbehef zu Fächergruppe Wehrpolitik, Nr. 301_001, TherMilAk, Wr. Neustadt, 09/2001, Seite 15
- ⁴ vgl. ibd. Seite 19
- ⁵ Descartes: Prinzipien der Philosophie, S. 4, in: 100 Werke der Philosophie, die jeder haben muss, S. 8237 (vgl. Descartes-PW Abt. 3, S. 5-6) [Anm. d. Verf: Diese Aussage Descartes
- ⁷ ist ohnehin eines der populärsten Philosopheme.]
- ⁶ Vgl. Die Bibel: Gal 5,22
- ⁷ Vgl. Die Bibel: Hos ,16-23; 11,7-9; Röm 3,3; 11,29; 15,8
- ⁸ Vgl. Hegel, Enzyklopädie §515
- ⁹ Staatswille = der allgemeine substantielle Wille
- ¹⁰ Vgl. Hegel, Rechtsphilosophie § 327
- ¹¹ Duden, Etymologie, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, bearb. Von Günther Drosdowski, überarbeiteter Nachdruck der 2. Auflage, Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich; Dudenverlag, 1997, S. 757
- ¹² Um Verwirrungen bzgl. Synonyme zu vermeiden: Loyalität wird gemäß Duden Fremdwörterbuch entweder als Treue gegenüber der herrschenden Gewalt, der Regierung oder dem Vorgesetzten gesehen, oder zweitens, als Vertragstreue, Achtung vor den Interessen anderer, anständige Gesinnung, Anständigkeit, Redlichkeit; in: Duden, Fremdwörterbuch, bearb. von Werner Scholze-Stubenbrecht, 6. Auflage, Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich; Dudenverlag, 1997, Seite 484
- ¹³ Siehe dazu: Steiger, Rudolf: Auftragszentrierte und menschenorientierte Führung – ein Widerspruch? In: Armis et Litteris, Band 2, Militärwissenschaftliche Schriftenreihe des FH-Studienganges „Militärische Führung“, Wiener Neustadt 1998
- ¹⁴ Gefunden auf www.wikipedia.com
- ¹⁵ Vgl. Pesendorfer, Wolfgang: Die Bedeutung des Akademierufes „Treu bis in den Tod“, erschienen in: Jahrgang Kaiserjäger, Hrsg.; Festschrift anlässlich der Ausmusterung des Jahrganges Kaiserjäger, Wr. Neustadt 2004, Seite 28ff
- ¹⁷ Vgl. ibd.
- ¹⁸ Vgl. Pesendorfer, Wolfgang; Frank, Johann: Politisches Denken. op. cit. Seite 145
- ¹⁹ Das ist keine Aufgabe des ÖBH. Militärische Erziehung kann dies nicht bewerkstelligen, das ist etwas im Elternhaus zu Erlernendes
- ²⁰ Bundesministerium für Landesverteidigung, Hrsg.; Dienstvorschrift für das Bundesheer; Militärische Begriffe (MiB), Wien 1991, Seite 32
- ²¹ Sprenger, Reinhard K.: Die Entscheidung liegt bei dir, Campus Verlag, 10. Auflage, Frankfurt 2001, Seite 78
- ²² Machiavelli, Niccolò: Hauptwerke: Vom Staate, Parkland Verlag, Köln 2000, Seite 129
- ²³ ibd. Seite 365
- ²⁴ ibd. Seite 602
- ²⁵ Vgl. Grundriss der Truppenpsychologie (Lehr- und Ausbildungsbehef), BMLV zu Erl. Zl. 304.627-Ausb/66, Wien, März 1966, Seite 35
- ²⁶ Dieser Gedankengang basiert auf der Diplomarbeit von Obst Mag. Meurers. Siehe dazu : Meurers, Bernhard Joseph: Befehl und Gehorsam im österreichischen Bundesheer als Problem der Wehrpädagogik; unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien 1999
- ²⁷ Vgl. Steiger, Rudolf: op. cit. Seite 71
- ²⁸ Vgl. ibd. Seite 71
- ²⁹ Neues Testament und Psalter, Ausgabe nach dem Wortlaut der Lutherbibel von 1545, Friedrich Wittig Verlag, Hamburg 1982, Seite 346 (1Kor 13)
- ³⁰ Siehe dazu auch: Novotny, Michael; Führung von Spezialeinsatzkräften: Besonderheiten – Führungsverhalten und Führungsmethoden; unveröffentlichte Diplomarbeit, Wr. Neustadt, 2004
- ³¹ Vertrauen als Führungsgrundlage (wenn auch im zivilen Managementbereich) ist nachzulesen bei: Sprenger, Reinhard K.: Vertrauen führt!, Campus Verlag, Frankfurt 2001
- ³² Meurers, Bernhard Joseph: op. cit. Seite 126
- ³³ Niemand kann in das Gewissen eines anderen Menschen eindringen. Daher sollte sogar der Versuch unterbleiben, denn dieser muss unweigerlich scheitern.
- ³⁴ Jonas, Hans: Das Prinzip Verantwortung; Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2003, Seite 199
- ³⁵ „Erwachsen sein“ wird hier nicht biologisch im Sinne von geschlechtsreif verstanden, sondern wird mit „mündig sein“ gleichgesetzt.
- ³⁶ Kant, Immanuel; Kritik der praktischen Vernunft, Felix Meiner Verlag, Hamburg 2003, Seite 41
- ³⁷ Jonas, Hans; op. cit. Seite 194
- ³⁸ vgl. Bundesministerium für Landesverteidigung, Hrsg.; Dienstvorschrift für das Bundesheer; Allgemeine Dienstvorschrift (ADV), Wien 2001, Seite 8f
- ³⁹ Aristoteles: Nikomachische Ethik, S. 378, in: 100 Werke der Philosophie, die jeder haben muss, S. 3177 (vgl. Arist.-Nikom., S. 185)
- ⁴⁰ „Wesen“ bedeutet hier: das von außen Wahrnehmbare
- ⁴¹ Sorg, Werner: Das Wesen der Kameradschaft, unveröffentlichte Diplomarbeit, Wiener Neustadt 2004, Seite 60
- ⁴² vgl. o.V: Von welchem Geist lasse ich mich leiten? ; In: Die Presse: Economist, 10.5.2003, Seite 27
- ⁴³ Werner Licharz und Jacobus Schoneveld (Hrsg.); Neu auf die Bibel hören: die Bibelverdeutschung von Buber/Rosenzweig heute; sieben Beiträge zum verstehen, Bleicher Verlag, Weinsberg 1996

